

Thomas Weißenborn: „Ihr seid nun nicht mehr...“ – aber was dann? Christliche Identität in herausfordernden Zeiten

Es war einmal

Früher war bekanntlich alles besser, natürlich auch in Bezug auf die Identität. Es ist nämlich noch gar nicht so furchtbar lange her, da war die Identität eines Menschen praktisch von Geburt an geklärt: Er oder sie gehörte zu einer bestimmten Familie und damit zu einer Sippe und vielleicht sogar einem Stamm. Wie man sich als Frau oder Mann zu verhalten hatte, war allgemein bekannt, ebenso war klar, dass die einen als Adelige und die anderen als Bürgerliche aufwuchsen. Die Kleidung wurde durch den Beruf vorgegeben, bei den entsprechenden Trachten kamen weitere eindeutige Merkmale hinzu, die über den Wohnort und den Familienstand Auskunft gaben. Wenn es damals schon Partys gegeben hätte, bei denen völlig Fremde miteinander am Tresen ins Gespräch gekommen wären, dann hätte sich der anfängliche Smalltalk jedenfalls ziemlich erledigt gehabt. Herkunft, konfessioneller Hintergrund, Beruf, Familienstand und vieles mehr konnte man einem Menschen einfach ansehen, die Frage: „Wer bist du?“, erübrigte sich also – sieht man einmal vom Namen ab. Aber auch da war die Vielfalt nicht allzu groß.

Der Ausgang des Menschen aus seiner „selbstverschuldeten Unmündigkeit“

Seit der Aufklärung ist damit gründlich Schluss – und das ist auch gut so. Denn so einfach es die „gute, alte Zeit“ es einem Menschen in Bezug auf die Identität gemacht haben mag, so sehr hat sie ihn auch in ein festes Korsett gepresst, das vielen und vielem nicht gerecht wurde. Die revolutionäre Idee, dass alle Menschen gleich und damit auch mit gleichen Rechten ausgestattet sind, erlaubte es nun, die eigene Identität selbst zu gestalten und zu definieren: Ich komme zwar aus einer bestimmten Gegend, da muss ich aber nicht bleiben – und ebenso wenig in meiner sozialen Schicht. Mein Beruf wird nicht mehr durch den meiner Eltern festgelegt, meine Kleidung nicht mehr durch meinen Familienstand. Es gibt für Menschen mit dem berühmten „blauen Blut“ keine besonderen Privilegien mehr, vielmehr stehen alle Positionen im Macht- und Verwaltungsapparat allen offen. Und auch die vorgegebenen Frauen- und Männerrollen muss niemand mehr ausfüllen, wenn ihm oder ihr nicht danach ist. Die Folgen dieser großen Befreiung konnte man schon sehr bald beobachten: Mit der freien Berufswahl war ein Anstieg des allgemeinen Wohlstandsniveaus auf der einen, aber auch eine Verarmung ganzer Bevölkerungsgruppen auf der anderen Seite verbunden. Das aufstrebende Bürgertum durchbrach die „Glasdecke“ des 18. Jahrhunderts und übernahm schon bald viele der (Status)Symbole, die bis dahin nur dem Adel vorbehalten waren. Politische Parteien formierten sich, wobei nicht wenige ihrer Anführer und deren Mitstreiter aus Klassen kamen, die bis dato bei Machtfragen außen vor geblieben waren. Und im religiösen Bereich schossen zahlreiche neue Denominationen und „Sekten“ wie Pilze aus dem Boden.

Dabei darf man nicht vergessen, dass mit der neugewonnenen Freiheit auch eine enorme Verantwortung verbunden ist. Wenn die Politik nicht mehr von oben vorgeschrieben wird und der Einzelne am Meinungsbildungsprozess beteiligt ist, muss er sich plötzlich mit Dingen beschäftigen, die ihn vorher nicht zu interessieren brauchten. Er muss sich über Parteien und ihre Programme auf dem Laufenden halten, sich selbst in politischen Fragen ein Urteil bilden und unter Umständen sogar als Kandidat aufstellen lassen. Ähnlich verantwortliche Entscheidungen setzt auch der moderne Kapitalismus voraus: Als Konsument habe ich selbst meine Interessen im Markt zu vertreten, muss selbst dafür sorgen, dass ich über die im Arbeitsmarkt benötigten Fähigkeiten verfüge, und muss genauso selbst für meine Kaufentscheidungen gerade stehen. All das gilt natürlich auch für den weltanschaulichen Sektor. Auch hier kann ich nicht mehr wie früher noch der in meiner Heimat üblichen Konfession oder Religion anhängen, denn so etwas gibt es nicht mehr. In einer pluralistischen

Gesellschaft sind alle religiösen und weltanschaulichen Richtungen mehr oder weniger in einer Minderheitensituation und müssen um Mitglieder werben.

Aus dem Zuspruch wird ein Anspruch

Das große Projekt der Aufklärung macht damit aus etwas, was dem Menschen über Jahrtausende vorgegeben war – seiner Identität – eine Aufgabe, die er selbst zu lösen hat. Das geht jedoch nur, wenn der Mensch auch dazu in der Lage und entsprechend gebildet ist. Eng mit der Aufklärung verbunden ist deshalb das „Humboldt’sche Bildungsideal“, das der Forscher Wilhelm von Humboldt (1767-1835) während seiner Zeit als Kultusminister in Preußen umgesetzt hat. Ziel der Bildung des Menschen ist danach seine Mündigkeit. Er soll sich zu einem autonomen Individuum entwickeln, das selbst in der Lage ist, als „Weltbürger“ vernünftige Entscheidungen zu treffen und damit an der allgemeinen Entwicklung Anteil zu haben. In welche Richtung diese Entwicklung laufen soll (und dadurch die Antwort auf die Frage, welche Identität der Einzelne herausbilden soll), wird dabei ausdrücklich nicht vorgegeben, weswegen Humboldt konsequent für die Freiheit von Forschung und Lehre eintrat. Denn nur auf diese Weise lässt sich sicherstellen, dass die richtige Erkenntnis sich durchsetzt und damit das, was den allgemeinen Interessen am meisten dient.

Für die Identität eines Menschen bedeutet dies, dass sie nicht mehr länger vorgegeben und zugemutet ist und somit auch nicht mehr aus der Vergangenheit geklärt werden kann. Wer ich bin, finde ich nicht mehr heraus, indem ich mir meine Herkunft und meine Umgebung betrachte, ich bekomme es von dort auch nicht mehr eindeutig zugeschrieben. Seit der Aufklärung ist Identität vielmehr etwas, was sich erst im Lauf des Lebens entwickeln muss, wobei die Gegenwart die entscheidende Zeit ist.

Diese Identitätsentwicklung geschieht durch einen nie abgeschlossenen Prozess sozialer Konstruktion, in dem das „unverwechselbar Individuelle“ und das „sozial Akzeptable“ immer wieder neu gegeneinander abgewogen und zum Ausgleich gebracht werden müssen (Keupp 2000). Trotz aller aufklärerischen Bemühungen gibt es ja noch Vorstellungen, wie Identität aussehen könnte, und damit auch Vorgaben, an denen wir uns abmühen. Wir suchen einerseits nach Anerkennung und Zugehörigkeit, andererseits wollen wir aber auch nicht einfach nur ein Teil der Masse sein.

Allein schon aus diesem Grund kann unsere Identität niemals endgültig feststehen, weil die Gesellschaft ja nicht statisch bleibt. Deutlich wird dieser Zusammenhang zum Beispiel an geschlechtlichen Rollenverständnissen, wo das, was gestern noch als sozial erwünscht galt, heute nur noch einen kleinen Ausschnitt aus dem sozial akzeptablen Verhalten darstellt und morgen vielleicht schon als „vollkommen antiquiert“ verpönt ist. Diese Entwicklung sorgt dafür, dass die „Progressiven“ von gestern die „Konservativen“ von heute sind (wenn sie sich nicht verändern) und die „Reaktionäre“ von heute vielleicht morgen als „Trendsetter“ gelten (wenn man nicht einem naiven Fortschrittsglauben anhängt, nach dem sich die Gesellschaft immer nur nach „vorn“ (wo immer das ist) entwickelt).

Mit den Möglichkeiten wächst die Vielfalt

Vor diesem Hintergrund besteht für den amerikanischen Psychoanalytiker Erik H. Erikson „das Kernproblem der Identität in der Fähigkeit des Ichs, angesichts des wechselnden Schicksals Gleichheit und Kontinuität aufrechtzuerhalten“ (Erikson 1964:87). Auf diese Erkenntnis hat er sein allseits bekanntes Stufenmodells der psychosozialen Entwicklung aufgebaut, das allen heute vertretenen pädagogischen Ansätzen zugrunde zu liegen scheint (vgl. Gartinger/ Janssen 2014:402f.). Im entsprechenden Wikipedia-Eintrag wird jede der bei Erikson ausgemachten acht „Stufen“ ist mit einer Identitätszuschreibung verbunden:

1. Ur-Vertrauen vs. Ur-Misstrauen (1. Lebensjahr): „Ich bin, was man mir gibt.“
2. Autonomie vs. Scham und Zweifel (2. bis 3. Lebensjahr): „Ich bin, was ich will.“

3. Initiative vs. Schuldgefühl (4. bis 6. Lebensjahr): „Ich bin, was ich mir vorstellen kann zu werden.“
4. Werksinn vs. Minderwertigkeitsgefühl (6. Lebensjahr bis Pubertät): „Ich bin, was ich lerne.“
5. Identität vs. Ich-Identitätsdiffusion (Jugendalter): „Ich bin, was ich bin.“
6. Intimität und Solidarität vs. Isolation (frühes Erwachsenenalter): „Wir sind, was wir lieben.“
7. Generativität vs. Stagnation und Selbstabsorption (Erwachsenenalter): „Ich bin, was ich bereit bin zu geben.“
8. Ich-Integrität vs. Verzweiflung (reifes Erwachsenenalter): „Ich bin, was ich mir angeeignet habe.“ (Wikipedia 2016)

Gerade wenn man sich die mit den jeweiligen Stufen verbundenen Identitätszuschreibungen betrachtet, muss man sich fragen, ob dieses Entwicklungsmodell nicht mittlerweile in der Hinsicht überholt ist, als es die individuelle Biographie allein betrachtet, nicht jedoch die gesellschaftlichen Verhältnisse. Die haben sich freilich in den letzten Jahrzehnten so sehr gewandelt, dass sie eine ganz neue Herausforderung für die Identität des Individuums darstellen – wobei sich die Umwälzungen auch noch zu beschleunigen scheinen.

Hier ist zuallererst die fortschreitende Entwicklung der Konsumgesellschaft zu nennen, die inzwischen nahezu alle Bereiche unseres Lebens bestimmt (Weißborn 2015:10-40). Sie ist im westlichen Gesellschaftsmodell mit seiner globalisierten Marktwirtschaft und der damit verbundenen Auflösung aller bisherigen Identitäten in einem materiell orientierten „Weltbürgertum“ grundsätzlich angelegt, wie z.B. Mishra 2017 deutlich macht. Die Revolutionen des 18. und 19. Jahrhunderts brachten eine Entfesselung des Marktes, in der die klassischen transzendenten Heilsversprechen als „Jenseitsvertröstung“ abgetan und statt dessen das diesseitige materielle Glück in den Vordergrund gestellt wurde. Die Kräfte des Marktes zwingen jedoch zum Vergleich: Bedürfnisse werden nicht allein befriedigt, sondern vor allem geweckt. Das, was ein anderer hat, ich aber nicht, erscheint allein schon dadurch begehrenswert, weil ein anderer es besitzt.

Wenn Glück und Heil vor allem im Besitz gesucht werden, ist mit der Logik des Marktes ein Identitätsversprechen verbunden: Wer viel hat, „ist wer“ – auf jeden Fall „mehr“ als einer, der wenig hat. Eben dieses diffuse „Mehr“ an Identität versuchen wir mit unseren Konsumententscheidungen zu erwerben, werden dabei allerdings regelmäßig (zumindest auf mittlere und lange Sicht) enttäuscht. Als Massenwesen, die Massenwaren konsumieren, erscheinen Menschen in der Konsumgesellschaft zudem in nahezu jeder Hinsicht als austauschbar. Die digitale Welt und die mit ihr verbundenen Maschinen sorgen zwar für eine gewisse Normierung menschlichen Verhaltens, damit die Menschen sie bedienen können (das Wort ist verräterisch), sie vermitteln allerdings kaum so etwas wie Identität. Am Computerarbeitsplatz im Großraumbüro eines internationalen Konzerns kommt eben sehr viel weniger „Wir-Gefühl“ auf als in einem kleinen Handwerksbetrieb mit nur wenigen Mitarbeitern oder gar auf einem von einer Familie seit Jahrhunderten betriebenen Bauernhof. Die sozialen Netzwerke mit ihren „Freundschaften“ und „Dating-Portalen“ führen darüber hinaus dazu, dass Identität immer mehr als „Profil“ verstanden wird, mit dem sich der Einzelne „selbstvermarktet“. Charakteristisch für die Konsumgesellschaft ist, dass auch die damit verbundene „Identität“ niemals feststeht, sondern ständig neu erworben werden muss. So wie ich heute bin, brauche ich morgen nicht mehr zu sein – was aber eben auch bedeutet, dass ich morgen nicht mehr das sein werde, was ich heute bin, wenn ich meine Identität morgen nicht erneut bekräftige. Das, was früher vor allem als „Ist-Zustand“ betrachtet wurde, wird heute zu großen Teilen als „Potential“ gesehen. Ich bin nicht mehr in erster Linie das, was ich bin, sondern vorzugsweise das, was ich sein *könnte*. In der Multioptionsgesellschaft

haben wir es also mit einem auf das ganze Leben ausgedehnten Jugendalter zu tun: „Ich bin, was ich bin“ – nach Erikson die fünfte Stufe („Identität vs. Ich-Identitätsdiffusion“) – muss praktisch jeden Tag aufs neue festgestellt werden.

Zur Konsumgesellschaft und ihrer digitalisierten Arbeitswelt gehört nicht zuletzt eine Neuorientierung des Bildungsbegriffes. Bezeichnend ist dabei die in den letzten Jahrzehnten festzustellende Verschiebung des Bildungskanons von der (vor allem geisteswissenschaftlich orientierten) Allgemeinbildung hin auf die „MINT“-Fächer (Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik). Internationale Verbände wie die „Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung“ (OECD) sowie privatwirtschaftliche Vereinigungen wie die Bertelsmann-Stiftung sorgen mit PISA-Vergleichen (*Programme for International Student Assessment* – Programm zum internationalen Schüler-Vergleich) und diversen Studien für eine internationale Standardisierung auf diesem Gebiet. Hintergrund des neuen Ideals vom „lebenslangen Lernen“ ist allerdings nicht mehr das Humboldt'sche Leitmotiv des mündigen Weltbürgers. Es geht eher um die mehr oder weniger „genormte“, international einsetzbare Arbeitskraft, die dabei einem ähnlichen „Qualitätsmanagement“ unterliegt wie die von ihr produzierte Massenware. Das „lebenslange Lernen“ besteht damit vor allem in einem ständig neu zu vollziehenden Anpassungsprozess an die technische Innovation.¹

Bei all dem wundert es nicht, dass *die* traditionelle Quelle der Identitätsstiftung, die Familie, stark unter Beschuss geraten ist. Das Ideal vom hochflexiblen, ständig einsetzbaren Arbeitnehmer kann nur bedingt erfüllen, wer gleichzeitig auch noch Kinder versorgen muss. Trotz der vielpropagierten „Vereinbarkeit von Familie und Beruf“, bei der bisher vor allem die Familie Zugeständnisse machen musste, bevorzugt der Arbeitsmarkt deshalb ungebundene Menschen. Zynisch betrachtet sind diese auch die „besseren“ Konsumenten, weil sie sich aufgrund weniger fester sozialer Bindungen ihrer Identität ungewisser sind und sie deshalb umso öfter erwerben und bestätigen müssen. Da Status, Zugehörigkeit und damit auch Identität auf dem großen Markt freilich immer nur für eine begrenzte „Halbwertszeit“ haben, bietet der Single in der anonymen Großstadt weitaus bessere Absatzmöglichkeiten als ein Familienmitglied in einem engen sozialen Kontext.

Wie weit die Ausdifferenzierung von Identitäten nun schon fortgeschritten ist, wird an den Geschlechtszuschreibungen deutlich, also an etwas, was bis vor einer Generation noch schlichtweg durch die Biologie vorgegeben war. Nach Ansicht der Gendertheorie spielt in Bezug auf die Geschlechtlichkeit allerdings die „soziale Konstruktion“ eine weitaus größere Rolle als die Biologie. Entsprechend vielfältig sind deshalb heute die Identitäten. Ein guter Indikator ist dabei die sich ständig erweiternde Buchstabenanzahl, mit der man versucht, alle denkbaren sexuellen Möglichkeiten zu erfassen. So spricht beispielsweise der aktuelle Berliner Koalitionsvertrag ganz offiziell von „LSBTTIQ*“ (lesbisch, schwul, bisexuell, transsexuell, transgender, intersexuell, queer sowie einem Sternchen für alle, die sich damit immer noch nicht genannt fühlen) (Monath 2016), während lange Zeit nur von „LSBT“ (schwul, lesbisch, bi- und transsexuell) die Rede war – wobei in beiden Buchstabenkombinationen die am häufigsten vorkommende Heterosexualität nicht erfasst wird. Damit soll nicht gesagt werden, dass manche oder alle dieser Bezeichnungen nicht auch auf biologische Ursachen zurückgehen könnten, wenn Geschlecht jedoch in erster Linie als soziales Konstrukt verstanden wird, ist damit zu rechnen, dass sich auch hier die

¹ Das Titelbild zur Coverstory „*Lifelong learning: How to survive in the age of automation*“ des britischen *Economist* vom 14. Januar 2017 ist in dieser Hinsicht bezeichnend: Es zeigt einen „evolutionären Reigen“ vom Kind bis zum Greis. Das Kind (mit Schulranzen) lernt aus einem Buch, der Jugendliche betrachtet sein Smartphone, ein Erwachsener studiert eine Konstruktionsanleitung, ein weiterer ein Handbuch, der dritte arbeitet am Computer, während der Greis schließlich wieder zum Buch zurückkehrt. Schon auf den ersten Blick wird damit deutlich, dass im Zentrum des so gepriesenen „lebenslangen Lernens“ die Arbeitswelt steht, nicht das humboldtsche Ideal des mündigen Weltbürgers.

Identitätsmöglichkeiten noch erweitern werden, je mehr sich die Gesellschaft auch in dieser Richtung ausdifferenziert.

Entgrenzung und Identität

Das führt allerdings zu einem grundlegenden Problem: Identität ist etwas, was man sich kaum selbst geben kann. Da sie etwas mit Zugehörigkeit zu tun hat, mit der Identifikation mit anderen, muss sie zugesprochen und mit anderen geteilt werden. Identität hat also immer etwas mit einem „Wir-Gefühl“ zu tun.

Damit eine „gesunde“ Form der Identität entstehen kann, muss das damit verbundene „Wir“ natürlich entsprechend groß sein, sonst engt es die persönlichen Entfaltungsmöglichkeiten entweder zu sehr ein („in unserem Zweig der Familie sind alle immer Schreiner gewesen“) oder bietet gerade keinerlei Anknüpfungspunkte zur Entfaltung der Persönlichkeit, weil kaum Vorbilder existieren, an denen man sich orientieren oder gerade abarbeiten kann.

Die seit der Aufklärung in nahezu allen Bereichen zu beobachtende zunehmende Entgrenzung und die auf sie folgende Ausdifferenzierung in kleinste Zugehörigkeiten erschwert also die Identitätsentwicklung nicht nur, sondern scheint sie teilweise sogar unmöglich zu machen. Denn Identität braucht Grenzen. Wir finden am ehesten heraus, wer wir sind, wenn wir uns klarmachen (können), wer wir nicht (mehr oder noch nicht) sind. Hier gleich an Ausgrenzung und Diskriminierung zu denken – was oft mit Grenzen verbunden wird – führt allerdings zu weit. Es geht vielmehr um schlichte Abgrenzungen, die ganz positive Spannungen erzeugen. Wenn ich sehe, dass der Andere tatsächlich anders ist, kann das nicht nur in einen Selbstreflexionsprozess führen, sondern auch ein Ansporn zur Veränderung der eigenen Identität sein – oder gerade zu ihrer Festigung beitragen, weil ich aus gutem Grund nicht so sein möchte wie der Andere. Jedes pädagogische Modell baut darauf auf. So macht es beispielsweise keinen Sinn, vom „Lernen am Vorbild“ zu sprechen, wenn die Unterschiede zwischen Lehrkraft und Lernendem verwischt werden. Auch kann man Kinder kaum auf ihr Leben als Erwachsene vorbereiten, wenn die Erwachsenen um sie herum so tun, als seien sie eigentlich nur große Kinder.

Gerade aus den genannten Gründen stellt die allgemeine Entgrenzung – so sehr sie vor dem Hintergrund einer freien Gesellschaft zu begrüßen ist – für die Identitätsentwicklung ein gravierendes Problem dar. Das gilt umso mehr, als wir nicht vergessen dürfen, dass der mit der Konsumgesellschaft verbundene Zwang zu Vergleich und Nachahmung, der die Grundlage von Identitätszuschreibungen bildet, nicht nur Gewinner, sondern vor allem Verlierer produziert. Im Vergleich mit anderen erkenne ich vor allem, was ich *nicht* habe und bin, weswegen er in den seltensten Fällen zur Zufriedenheit führt, sondern eher in Neid und Missgunst. Umgekehrt führt uns die Konsumgesellschaft auch täglich die verschiedenen Abstiegsmöglichkeiten vor Augen, was gerade nicht zum identitätsstiftenden Teilen anregt, sondern eher zum Raffen und Horten. Der Andere ist damit überall und in jeder Hinsicht Konkurrent: Er hat, was ich haben möchte, bedroht meinen Status, ist vielleicht sogar Vorbild und möglicher Abgrund zugleich.

Diesen neuen Herausforderungen unserer Welt scheint die Politik nicht nur mit einer gewissen Ratlosigkeit, sondern sogar mit einer Art „unheiligen Allianz“ zu begegnen, durch die die positiven identitätsstiftenden Einflüsse entkräftet und gerade die negativen Seiten einer „Identitätspolitik“ verstärkt werden: „Liberale“ Parteien propagieren die Globalisierung und meinen damit den ungehinderten („neokapitalistischen“) Austausch von Kapital, Waren und Dienstleistungen; „progressive“ reden von Emanzipation und Selbstbestimmung und verstehen darunter vor allem die möglichst vollzeitige Teilnahme aller am Erwerbsleben, die angesichts zunehmender prekärer Beschäftigungsverhältnisse auch immer nötiger wird; „konservative“ kürzen unter dem Stichwort der Haushaltskonsolidierung im Namen zukünftiger Generationen Sozialleistungen und erhöhen damit wiederum den wirtschaftlichen Druck auf bereits existierende Familien. Im brutalen Verdrängungswettbewerb, der durch Rationalisierung, Digitalisierung und Globalisierung hervorgerufen wird, hat jedoch keine der

genannten Strömungen für die „Abgehängten“ eine Lösung parat, erst recht nicht für die, deren vorhandene Abstiegsängste für irrational erklärt werden. Und allen gemeinsam ist auch, dass sie auf Identitätsfragen ebenfalls keine befriedigende Antwort finden, etwa wenn es darum geht die Gesellschaft zu beschreiben, in die Zuwanderer integriert werden sollen. Das Projekt der Aufklärung, das einmal mit dem Gedanken begonnen wurde, den Menschen eine neue Identität zu geben, hat also de facto die individuelle Identitätsentwicklung vor allem sehr viel schwieriger, herausfordernder und explosiver gemacht.

Abkehr von den Grundlagen der Aufklärung

Weil Identitätsfragen aber so grundlegend sind, führt das auf lange Sicht zu einer Abwendung von der Aufklärung. Denn es hat sich längst ein Gegenprojekt entwickelt, in dem „linke“ und „rechte“ politische Kräfte – trotz scheinbarer Feindschaft – zu einer ebenso „unheiligen Allianz“ vereinigt sind: der Einteilung von Gruppen, die jeweils spezielle Identitäten haben und mit ihnen verbundene Forderungen vertreten. Die Buchstabenkombination „LSBTTIQ*“ zeigt das symptomatisch. Mit ihrer ständigen Erweiterung werden nicht nur immer neue Identitäten konstruiert (wenn Geschlecht vor allem soziale Konstruktion ist, darf man das so sagen), bis hin zu fragwürdigen „*“- , also Nicht-definiert-Identitäten (die ja mit einer Identität so wenig gemeinsam haben wie der „Kult“ des „unbekannten Gottes“ im Athen von Apostelgeschichte 17 mit einer Religion), sondern auch noch unter einer „Oberidentität“ zusammengefasst – so als teilten all die damit bezeichneten Menschen etwas miteinander, was sie von den mit den Buchstaben nicht erfassten Heterosexuellen unterscheidet. Die naheliegende Antwort, sie seien eben nicht heterosexuell, ist keine Identitätszuschreibung. Wenn ich Nichtfrau bin, bin ich noch kein Mann, ebenso wenig bin ich als Nichteinwohnerin automatisch Bewohner irgendeines deutschen Bundeslandes. So nötig die Abgrenzung sein mag, so schwer kann man eine Identität allein aus der Abgrenzung heraus definieren.

Hierin unterscheiden sich diese neuen „Identitäten“ kaum von den im 19. Jahrhundert aufgekommenen Nationalismen, die ebenfalls recht willkürlich bestimmte Elemente menschlichen Zusammenlebens (Sprache, „Kultur“) zu einer Identität zusammenfassten und andere ebenso willkürlich als nicht relevant abtaten (Religion, „Stand“). Verbunden mit den auf solche Weise festgelegten Gruppenzugehörigkeiten ist jedoch eine Abkehr von universalen Rechten und die Hinwendung zu an bestimmte Gruppenzugehörigkeiten gebundene Privilegien. So wie im Nationalismus Rechte an Staatsangehörigkeiten gebunden werden, wird auch im Rahmen dieser neuen „Identitätspolitik“ in den letzten Jahren weniger von Menschenrechten gesprochen, aber umso mehr von „Frauenrechten“, „Schwulenrechten“ oder ähnlichem, also „Rechten“, die offensichtlich nicht für alle, sondern nur für die Angehörigen einer bestimmten Gruppe gelten.

Gerade die „Linken“ tun sich in dieser Hinsicht mit einer Konzentration auf die Identifikation von vermeintlich oder tatsächlich diskriminierten Minderheiten hervor, deren „Rechte“ es durch Einführung von entsprechenden Quoten und anderen Fördermaßnahmen zu „stärken“ bzw. als vor Gericht einklagbar gesetzlich zu verankern gilt.² Damit wird jedoch nicht nur die

² Wie kritisch diese Vorgehensweise zu betrachten ist, wird nicht nur daran deutlich, dass bei ihr eine echte oder scheinbare Diskriminierung in der Vergangenheit, die aus heutiger Sicht mit der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe verbunden wird, als Rechtfertigung für die Diskriminierung der Mitglieder der damals angeblich privilegierten Gruppe herangeführt wird. Ob einzelne Angehörige der heute damit diskriminierten Gruppe tatsächlich jemals privilegiert waren oder Angehörige anderer Gruppen tatsächlich diskriminiert haben, spielt dabei ebenso wenig eine Rolle wie die Frage, ob die durch eine positive Diskriminierung jetzt Privilegierten jemals aufgrund ihrer Zugehörigkeit Nachteile in Kauf nehmen mussten. Um es konkreter zu machen: Die vom Feminismus immer wieder behauptete Unterdrückung *der* Frau durch *die* Männer während des Patriarchats in früheren Zeiten beruht auf mehreren Annahmen, die sich nicht begründen lassen. So sind auch in einem patriarchalen System nicht alle Männer Täter und alle Frauen Opfer, es gibt vielmehr (wie bei nahezu jedem System) einige Nutznießer und viele Verlierer. Alleinstehende Männer konnten zum Beispiel schlechter gestellt sein als verheiratete Frauen, homosexuell empfindende Männer sogar regelrecht verfolgt werden. Umgekehrt wird die Stellung der Frau in einer patriarchalen Gesellschaft den Frauen in der Regel von

Grundidee der Aufklärung von der Gleichheit aller Menschen verraten, sondern auch auf subtile Weise der Gedanke der Identität mit dem Gefühl der Benachteiligung verbunden, denn nur so taucht sie auf dem politischen Schirm auf. Das verstärkt jedoch die in der Konsumgesellschaft generell zu beobachtende Tendenz, sich als „Opfer“ zu fühlen, das nicht das bekommt, was ihm eigentlich zustehen sollte. Lässt sich dabei über die Konstruktion einer gemeinsamen „Identität“ die allgemeine Benachteiligung einer bestimmten Gruppe aufzeigen, umso bessern. Denn im allgemeinen Wettbewerb hat derjenige einen Vorteil, dessen Bezugsgruppe die größte Benachteiligung aufweisen kann, weil er auf Unterstützung „von oben“ hoffen kann.³

Auf Seiten der „Rechten“ sieht es noch schlimmer aus, schließlich haben sie mit ihrem Konstrukt einer „nationalen Identität“ einen zeitlichen Vorsprung. Der „linken“ Verachtung der „alten, weißen (heterosexuellen) Männer“ (die bei vielen per Definition in keinem Bereich benachteiligt sein können) tritt hier ein mehr oder weniger unverhohlener Nationalismus und Rassismus entgegen. Bezeichnend ist in diesem Fall die Ähnlichkeit in der Selbstzuschreibung. Denn auch „Identitäre“ und andere „Neurechte“ sehen sich als Opfer und inszenieren sich entsprechend als Angehörige einer unterdrückten und teilweise sogar verfolgten Minderheit, die sich aufgrund der angeblich allseits vorherrschenden „*political correctness*“ nicht mehr frei bewegen könne. Das, was andere als „weiße“ oder „biodeutsche Privilegien“ sehen, sind in ihren Augen deshalb „Minderheitenrechte“. Und so wie andere zum Beispiel ihre fundamentalistische Religionszugehörigkeit öffentlich zur Schau tragen, so wollen auch sie ihre Weltanschauung publik machen dürfen. Auch hier haben wir es also mit einer Identitätszuschreibung zu tun, die sich vor allem an der (gefühlten) Benachteiligung festmacht.

Problemverstärker

Beide, „Linke“ wie „Rechte“, halten sich zudem in „Filterblasen“ auf, in denen nur noch die eigene Meinung zur Sprache kommt und die eigene „Identität“ entsprechend bestätigt wird. Das von Humboldt vertretene Ideal der freien Forschung und Lehre beruht aber gerade auf dem ungehinderten Diskurs, weswegen die Meinungsfreiheit so zentral für die Aufklärung ist. „*Safe Spaces*“ und andere „Schutzräume“ vor als „Microaggression“ betrachteten abweichenden Meinungen darf es dabei nicht geben, weil sonst „Echokammern“ entstehen, die nur der Selbstvergewisserung, aber nicht dem Erkenntnisgewinn dienen. Leider diffamieren beide Seiten einander nicht nur häufig mit dem Pauschalvorwurf der „Hassrede“, sondern man hört auch immer wieder den Ruf nach einem Abbruch der Diskussion, weil man

anderen Frauen vermittelt, die genau darauf achten, dass keine ihre „Grenzen“ überschreitet – womit es falsch wäre, ihnen pauschal einen Opferstatus zuzuschreiben. Wenn dann noch andere Merkmale einer in sich nicht auf gleichen Rechten beruhenden Gesellschaft hinzukommen (wie z.B. der Stand als Adelliger oder Bürgerlicher), wird es vollends schwierig, die verschiedenen Diskriminierungen und Privilegien auf ein Merkmal (Geschlecht) zurückzuführen. Noch viel problematischer wird es, wenn das als Begründung dafür herhalten soll, weswegen die Ururururenkelin einer Adelligen heute gegenüber dem Ururururenkel eines Leibeigenen zu bevorzugen ist.

³ Vgl. hierzu etwa Mackenzie 2017. Das immer wieder vorgebrachte Argument, mit Quoten, Förder- und „Diversity“-Programmen werde niemandem etwas weggenommen, ist darüber hinaus nicht stichhaltig. Natürlich wird in der Regel niemand entlassen, damit Angehörige einer anderen „Identität“ seine Stelle einnehmen können, aber angesichts begrenzter Ressourcen (Stellen, Gelder u.a.) beinhaltet eine Privilegierung aufgrund von bestimmten, nur einem Teil der Menschheit eigenen Attributen, die nichts mit der Eignung zu tun haben (wie z.B. Geschlecht, Herkunft o.ä.) eine Benachteiligung derer, die nicht über das entsprechende Merkmal verfügen. Ihre Karrierechancen werden damit genauso geschmälert wie ihr Zugang zu Ressourcen eingeschränkt. Dass dies von den Betroffenen auch so empfunden wird, macht der Konflikt im öffentlichen Dienst Nordrhein-Westfalens deutlich, wo ein neues „Gleichstellungsgesetz“ die Beförderung von Männern stark einschränkt (vgl. Reisener 2016). Wenn zwei Menschen um dieselbe Stelle konkurrieren ist es in der Praxis egal, ob man den einen bevorzugt oder den anderen diskriminiert.

mit „denen“ nicht zu reden brauche – oder noch schlimmer: aus moralischen Gründen nicht einmal reden *dürfe*.⁴

Wir sehen also gerade vor unseren Augen die Aufklärung zerbrechen und wissen nicht, was an ihre Stelle treten wird. Die in ihrer Folge geschehene allgemeine Auflösung von Identitäten hat alte Gewissheiten zersetzt und an ihre Stelle nur neue, dafür aber umso explosivere Unsicherheiten treten lassen – wohingegen die Versuche, diese Lücken durch neue Identitätszuschreibungen zu füllen, sich nicht nur gegen das Projekt der Aufklärung insgesamt wenden, sondern auch den Einzelnen mit einem unbefriedigenden, diffusen Gefühl der Benachteiligung zurücklassen, was ein enormes gesellschaftliches Konfliktpotential in sich trägt – insbesondere in einer Zeit, in der das Versprechen eines allgemeinen wirtschaftlichen Aufstiegs unglaublich geworden ist und sich der Einzelne statt dessen einem enormen wirtschaftlichen Anpassungsdruck ausgesetzt sieht, um wenigstens den jetzigen Standard zu halten.

Wenn wir als Christen vor diesem Hintergrund über die Frage einer christlichen Identität nachdenken, sollten wir uns also nicht nur des gesellschaftlichen Klimas mit seinen Herausforderungen bewusst sein, sondern auch der Versuchung widerstehen, die eigene Identität vor allem in Hinblick auf den damit verbundenen „Opferstatus“ zu betrachten. Letzterer bietet sich nämlich insofern an, als das Christentum die weltweit am meisten verfolgte Religion zu sein scheint und darüber hinaus in den sich immer weiter säkularisierenden Gesellschaften des Westens echte oder vermeintliche Privilegien abgeben muss. Daraus entsteht für nicht wenige das diffuse Gefühl, Angehörige anderer Religionen und Weltanschauungen „dürften“ in Deutschland und Europa „mehr“ als die Christen. Ob das tatsächlich der Fall ist, sei dahingestellt. Zur Begründung einer christlichen Identität taugt der Opferstatus jedenfalls nicht.

Identität als Mensch und Christ

Am Anfang unserer Überlegungen zur christlichen Identität steht die Erkenntnis, dass sie sich nicht von unserer Identität als Mensch trennen lässt. Christsein ist nach der biblischen Tradition keine zusätzliche Qualität, die zu dem Menschsein hinzukommt, sondern vielmehr dessen Entfaltung. Als Christ wird der Mensch das, was Gott sich bei seiner Erschaffung vorgestellt hat. Entsprechend eng ist die Linie, die in der Bibel von Adam zu Christus gezogen wird: Dort haben wir es mit der ursprünglichen Schöpfung zu tun, hier mit der erneuerten und wiederhergestellten. Von Adam wie von Christus wird deshalb die Gottesebenbildlichkeit ausgesagt (Genesis 1,27 und 2. Korinther 4,4; Kolosser 1,15; Hebräer 1,3).

⁴ Es erscheint dabei als eine Ironie der Geschichte, dass ausgerechnet diejenigen, die über lange Zeit „Wahrheiten“ als „Herrschaftsinstrument“ „dekonstruiert“ haben und davon ausgingen, dass es keine allgemeingültigen Fakten, sondern nur unterschiedliche „Metaerzählungen“ gibt, nun anscheinend am lautesten fordern, der Staat solle gegen „Fake News“ vorgehen, also gegen „Nachrichten“, die zwar (in den Augen einer bestimmten Zielgruppe) „gefühlte“ richtig, „faktisch“ aber falsch sind. Ob das zu begrüßen ist, muss sich freilich erst noch zeigen. Es könnte sich dabei um eine Rückkehr zur „Wahrheit“ im Sinne einer „objektiven“, verifizierbaren und allgemeingültigen Größe handeln – mit enormen Konsequenzen für die Bereiche, in denen bisher die Subjektivität hochgehalten wurde (wie das etwa bei „Hassreden“ geschieht, vgl. Buchsteiner 2017). Möglich ist jedoch auch, dass sich diese Diskussion tatsächlich um die Herrschaftsinstrumente dreht, mit denen die jeweils Mächtigen im Orwell'schen Sinne festlegen, was „Wahrheit“ ist, und die anderen als „Fake News“-Verbreiter vom Diskurs ausschließen wollen. Dass die Definition von zu sanktionierenden „Fake News“ im Augenblick noch genauso schwammig ist wie die von „Hassreden“, stimmt nicht unbedingt positiv, erst recht nicht, dass ihre Verfolgung nicht in erster Linie rechtsstaatlichen Institutionen wie Staatsanwaltschaften und Gerichten, sondern privaten Unternehmen und Stiftungen anvertraut wird, die natürlich eine entsprechende „Quote“ erfüllen müssen, um ihren Daseinszweck zu untermauern und ihr „Engagement“ unter Beweis zu stellen – und die nicht zuletzt politisch oft eindeutig auf einer Seite positioniert sind. Wenn jedoch ein privatwirtschaftliches Unternehmen wie ein soziales Netzwerk im Internet bestimmte Inhalte auf Kommando der Regierung löscht, kommt das einer Zensur gleich, gegen die man rechtlich kaum vorgehen kann, weil es kein Recht auf Veröffentlichung der eigenen Meinung bei einer privaten Firma gibt. Besser wäre es daher, wenn Straftatbestände wie Volksverhetzung, üble Nachrede, Verleumdung und ähnliches konsequent angezeigt und verfolgt würden.

Diese Gottesebenbildlichkeit ist gerade für die Frage der Identität entscheidend, weil es sich bei ihr um einen Zuspruch von außen handelt. Nach der Genesis stellt der Mensch ja nicht von sich aus fest, dass er Gottes Ebenbild ist, erst recht bemüht er sich nicht darum, das zu sein oder zu werden. Die Gottesebenbildlichkeit ist vielmehr etwas, was Gott schon *vor* dessen Erschaffung über den Menschen aussagt: „Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei“ (Genesis 1,26). Indem die Gottesebenbildlichkeit schon vor seiner Erschaffung von Gott her über den Menschen ausgesprochen wurde, vermittelt sie eine Identität, die nicht nur jedem Menschen gilt, sondern auch völlig unabhängig von seinen Eigenschaften und Leistungen ist. Gleichzeitig hebt sie ihn in der übrigen Schöpfung hervor, so dass die Gottesebenbildlichkeit den Menschen als Menschen und eben nicht (nur) als Geschöpf auszeichnet. Alle anderen Zugehörigkeiten und „Herkünfte“ treten dem gegenüber in den Hintergrund – und das umso mehr, als die Genesis von „dem Menschen“ in der Einzahl spricht (unsere Bibelübersetzungen lösen das hebräische *adam* dennoch sachlich richtig in den Plural „Menschen“ auf, weil in Genesis 1,26 die Gattung gemeint ist). Die Menschheit wird von Gott her also als eine Einheit verstanden, die eine kollektive Identität besitzt. Diese Identität steht über den anderen möglichen menschlichen Identitäten, das heißt, die Menschheit ist kein Kollektiv, das aus einzelnen Individuen gebildet wird, die wiederum verschiedene Identitäten haben, sondern es ist vielmehr umgekehrt. Vor Völkern, Sprachen, Geschlechtern usw. kommt die *eine* Menschheit.

Damit ist freilich dem die Konsumgesellschaft grundlegend konstituierenden Vergleichen von Anfang an ein Riegel vorgeschoben. Weil seine Identität nicht in ihm oder seinem Tun, sondern in Gott begründet ist, kann ein Mensch sie nicht vermehren oder verlieren, es gibt also keinen Grund zum Vergleichen, für Neid oder Verlustängste. Eine vom Christentum her begründete Identität vermittelt damit eine Gewissheit, die die Konsumgesellschaft ebenso bewusst verweigert – und nimmt dadurch das Konfliktpotential des allgemeinen Konkurrenzkampfs aller gegen alle, auf dem unsere Marktgesellschaft aufbaut.

Diese Begründung der menschlichen Identität in der Gottesebenbildlichkeit des Menschen ist natürlich religiös und damit im säkularen Kontext unserer Gesellschaft nur sehr bedingt als Begründungszusammenhang einsetzbar. Das spricht jedoch nicht gegen sie. Denn wenn wir bedenken, dass im gesellschaftlichen Kontext in Bezug auf die menschliche Identität zwar auf die Menschenrechte und allen voran die Würde des Menschen verwiesen wird, diese allerdings wiederum nicht begründet werden, erscheint es notwendig, dass jede Religion und Weltanschauung die menschliche Identität ihrerseits begründen. Ansonsten verkommt die Würde des Menschen zu einem Containerbegriff, dessen Inhalt schwammig bleibt, dessen Konsequenzen aber sehr klar von Gerichten definiert werden. Das ist allerdings nicht nur ethisch und philosophisch unbefriedigend, sondern wird sich auch als wenig nachhaltig erweisen. Die Universalität der Menschenrechte und der Menschenwürde darf nicht davon abhängig gemacht werden, ob genügend Menschen daran glauben und die Gerichte sie durchsetzen können. Es muss daher die Frage gestellt werden, warum der Mensch diese besondere Identität hat. Und die kann nur und muss aus der jeweiligen Weltanschauung oder Religion heraus beantwortet werden.

Für das Christentum bedeutet dies, dass jedes Nachdenken über die Gottesebenbildlichkeit des Menschen nicht von Adam, sondern von Christus her geschieht, der der neue Adam ist (vgl. Römer 5,12-19). Die Aussagen, die wir von Adam her über unsere Identität machen können, werden damit zwar nicht hinfällig, aber doch in ihrem möglichen Bedeutungsgehalt stark eingeschränkt. Das gilt sicher für die Gottesebenbildlichkeit selbst. Was mit ihr ausgesagt werden soll, ist in der Geschichte Anlass zu zahlreichen Spekulationen gewesen. Manche meinen in ihr einen Hinweis auf ein anthropomorphes Gottesbild zu erkennen, so als

habe Gott tatsächlich bei der Erschaffung des Menschen Modell gestanden.⁵ Andere sehen die Gottesebenbildlichkeit vor allem in bestimmten Eigenschaften begründet, die sich Gott und Mensch anscheinend teilen (Kreativität, Vernunftgebrauch uvm.).⁶

Der hebräische Begriff *tzäläm*, „Bild“, bezeichnet allerdings ein Götterbild, das auch in der heidnischen Umwelt nicht als Darstellung des jeweiligen Gottes (bzw. der ihm zugeschriebenen abstrakten Wirkmacht) verstanden wurde, sondern als seine Repräsentanz auf Erden. In gleicher Weise ist ein Statthalter der Repräsentant des Königs, freilich ohne ihm ähnlich zu sehen oder über ähnliche Eigenschaften zu verfügen.

Im Neuen Testament erschließt sich der Begriff vollends, nämlich von der Gottesebenbildlichkeit Christi her. Christus ist der vollkommene Repräsentant Gottes: Was er tut, tut Gott, was er sagt, sagt Gott. Beide sind identisch (vgl. Johannes 14,9), haben also dieselbe Identität. Der Adam gegenüber ausgesprochene Auftrag, über die Schöpfung zu „herrschen“ (Genesis 1,26) und sie zu „bebauen und bewahren“ (Genesis 2,15), muss daher ganz von Christus her verstanden werden. Das schränkt freilich die mögliche Bedeutungsvielfalt des genannten Auftrags erheblich ein: Von Christus her betrachtet kann es sich bei der Gottesebenbildlichkeit des Menschen nur um eine der Schöpfung dienende Statthalterschaft handeln. Wir sollen so über die Welt herrschen, wie Gott in Christus herrscht. Die ansonsten mit dem Herrschaftsgedanken verbundene Ausbeutung und Unterwerfung ist damit von vornherein ausgeschlossen. Beides entspräche auch eher den Vorstellungen der Schlange („ihr werdet sein wie Gott“, Genesis 3,5), womit jedoch ein völlig anderes Gottesbild verbunden ist.

„Statthalter“ Gottes in der Schöpfung

Damit ist schon Entscheidendes über die Identität des Menschen ausgesagt: Als Repräsentant vertritt er nicht sich selbst, sondern einen anderen. Das bedeutet, dass auch Identität etwas ist, was man nicht selbst „produzieren“ kann, sondern etwas, das einem zugesprochen und damit zugemutet wird. Ein Statthalter bekommt seine Identität von dem Herrscher, den er vertritt.

Gleichzeitig dürfte auch deutlich geworden sein, dass sich diese Identität nicht in erster Linie in Privilegien zeigt („Wir sind Königskinder!“), sondern im Dienen. Ein guter Statthalter ist vor allen Dingen ein guter Verwalter, der dafür sorgt, dass alle das bekommen, was sie brauchen und was ihnen zusteht. In diese Richtung deuten nicht nur zahlreiche Gleichnisse Jesu, sondern auch das Bild vom Menschen als Gärtner, das Genesis 2 zugrundeliegt. Damit jedoch schöpft der Mensch seine Identität ebenfalls nicht aus sich selbst, sondern aus seiner Teilhabe an etwas Größerem. Wir wirken mit an Gottes Schöpfung, er entwickelt sie durch uns.

Damit knüpft das christliche Verständnis von Identität an etwas an, was weiter oben auch schon festgestellt wurde: Identität – auch die Identität als Christ – ist etwas, was wir uns nicht selbst geben können, sie muss uns zugesprochen werden. Dazu ist etwas Größeres nötig, in das wir uns hineingeben müssen, von dem wir Teil werden müssen, um an seiner Identität zu partizipieren. Für den Glauben ist das Christus und die in ihm erneuerte Menschheit, die nun endlich die Repräsentation des Schöpfers in der Schöpfung ist.

Für unseren Zusammenhang interessant ist, dass dieses Größere, in das ein Christ sich ganz hineingibt, im Neuen Testament ebenfalls mit Begriffen aus dem Bereich der Identität geschildert wird. In Christus sind wir nicht nur eine „neue Kreatur“ (2. Korinther 5,17), sondern auch „ein auserwähltes Geschlecht, ein königliches Priestertum, ein heiliges Volk, ein

⁵ Das scheint die Vorstellung der Mormonen zu sein (vgl. Mormonwiki 2016). Dem widerspricht jedoch Römer 1,23, wonach die „Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes“ nichts mit „einem Bild gleich dem eines vergänglichen Menschen“ gemeinsam hat.

⁶ Dies tut zum Beispiel das Buch Jesus Sirach, das zu den alttestamentlichen „Spätschriften“ (früher: „Apokryphen“) zählt (vgl. Sir 17,3). Auch Immanuel Kant vertrat diese Ansicht. Sie hat allerdings den gravierenden Nachteil, dass ein Mensch, der über die entsprechenden Eigenschaften nicht verfügt, auch die mit der Gottesebenbildlichkeit verbundene Identität und Würde zu verlieren droht.

Volk zum Eigentum“ (1. Petrus 2,9). „Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus.“ (Galater 3,28) Wie man sieht, werden hier begrifflich nicht nur alte Loyalitäten durch neue ersetzt, sondern gerade auch damit verbundenen Identitäten. Für einen Christen sind die genannten Identitäten daher nicht mehr letztgültig – sie werden überboten durch die in der ursprünglichen Schöpfungsordnung gegründete Identität in Christus.

Verwischung und Vertauschung

Dem steht jedoch die Sünde im Weg – und mehr noch: Die Repräsentation Gottes, zu der der Mensch berufen ist, wird durch die Sünde verzerrt. Die große Anfechtung der Menschheit besteht nach Ansicht des Apostels Paulus denn auch in der „Vertauschung“ (vgl. Römer 1,21-32): Wir vertauschen den wahren Gott mit unseren Vorstellungen von ihm, wir verehren die Kräfte der Welt und nicht denjenigen, der sie geschaffen hat. Wir sollen Statthalter eines Größeren sein und repräsentieren doch nur uns selbst. Und nicht zuletzt stellen wir damit den Gedanken der Gottesebenbildlichkeit auf den Kopf. Statt selbst das Ebenbild Gottes zu sein, formen wir ihn nach unserem Bild.

Damit sind zwei große Probleme verbunden, die unsere Welt bis heute quälen. Wenn die Menschheit nicht schöpfungsgemäß lebt und ihre Identität deswegen anderswoher zu bekommen sucht, führt dies unausweigerlich zu Konflikten, die – das macht schon Genesis 4 deutlich – in Gewalt münden. Die grundlegenden Uneinigkeiten, die tiefgreifenden Differenzen in den existenziellsten Fragen werden immer zu Machtkämpfen führen, die letzten Endes auf Leben und Tod ausgetragen werden.

Befeuert wird dies noch durch ein Zweites, das sich beobachten lässt: Die Menschheit hat die Tendenz, solche Fragen nicht im weltanschaulichen Konsens zu lösen, etwa indem man sich auf verbindliche Normen, Werte, Zielvorstellungen, Rechte und Pflichten einigt. Vielmehr geschieht es gerade umgekehrt, dass Weltanschauungen und Religionen den Konflikten eine größere Schärfe verleihen. Sie bringen oft nicht nur kein Licht ins Dunkel, sondern gießen Öl ins Feuer. Auch das Christentum stellt in dieser Hinsicht keine Ausnahme dar. Statt eine von Politik und Wirtschaft unabhängige Identität zu formulieren, haben sich seine Vertreter leider nur allzu oft dem dominierenden „Rechts-links“-Schema angeschlossen. Anstelle einer eigenständigen Position tritt dann die religiöse Überhöhung einer bereits im politischen Spektrum vorhandenen – und nicht selten der vorherrschenden, also gerade derjenigen, die eigentlich überhaupt keiner weiteren Unterstützung bedarf.⁷

Eins mit Christus

Die Antwort des Neuen Testaments auf diese Schwierigkeit besteht in der Nachfolge. Identität wird zwar zugesprochen, muss aber – im Sinne eines: „Werde, was du bist!“ – auch erlernt werden. Das geht nur am Vorbild, und zwar an einem doppelten. Wir schauen auf Christus und andere schauen wiederum auf uns. Als echte Repräsentanten schauen wir auf den, den wir repräsentieren sollen, damit andere an uns sehen können, wie derjenige ist, den wir repräsentieren sollen.

Im Neuen Testament wird dieser Vorgang als ein echter Identitätswechsel beschrieben. So fordert der Apostel Paulus die Gemeinde in Ephesus auf: „Legt von euch ab den alten Menschen mit seinem früheren Wandel... Erneuert euch aber in eurem Geist und Sinn und zieht den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist in wahrer Gerechtigkeit und Heiligkeit.“ (Epheser 4,22-24) Im Kolosser- und Galaterbrief (Kolosser 3,9; Galater 3:27) wird deutlich, dass Paulus diesen Identitätswechsel mit der Taufe verbindet, die er wiederum als einen Vorgang beschreibt, in dem der alte Mensch stirbt und fortan nur noch Christus weiterlebt. Römer 6,3-11 ist in dieser Hinsicht bezeichnend:

⁷ In der englischen Fernsehserie „*Yes, Prime Minister*“ wird dies bereits Ende der 1980er Jahre geradezu prophetisch so ausgedrückt: „In unserer Gesellschaft kümmern sich die Politiker um die Moral, dafür machen die Bischöfe Politik.“

„Oder wisst ihr nicht, dass alle, die wir auf Christus Jesus getauft sind, die sind in seinen Tod getauft? So sind wir ja mit ihm begraben durch die Taufe in den Tod, auf dass, wie Christus auferweckt ist von den Toten durch die Herrlichkeit des Vaters, so auch wir in einem neuen Leben wandeln. Denn wenn wir mit ihm zusammengewachsen sind, ihm gleich geworden in seinem Tod, so werden wir ihm auch in der Auferstehung gleich sein. Wir wissen ja, dass unser alter Mensch mit ihm gekreuzigt ist, damit der Leib der Sünde vernichtet werde, sodass wir hinfort der Sünde nicht dienen. Denn wer gestorben ist, der ist frei geworden von der Sünde. Sind wir aber mit Christus gestorben, so glauben wir, dass wir auch mit ihm leben werden, und wissen, dass Christus, von den Toten erweckt, hinfort nicht stirbt; der Tod wird hinfort nicht über ihn herrschen. Denn was er gestorben ist, das ist er der Sünde gestorben ein für alle Mal; was er aber lebt, das lebt er Gott. So auch ihr: Haltet euch für Menschen, die der Sünde gestorben sind und für Gott leben in Christus Jesus.“

Die Identität des Christen ist also durch die Taufe so sehr eins geworden mit der Identität Christi, dass Paulus von sich sagen kann: „Ich bin mit Christus gekreuzigt. Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir. Denn was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt hat und sich selbst für mich dahingegeben.“ (Galater 2,19f). In ähnlicher Weise spricht das Johannesevangelium von einer neuen Geburt „aus Wasser und Geist“ (Johannes 3,5).

Das ist freilich nicht nur eine nette theologische Phrase, sondern führt nach dem Neuen Testament zu einer völlig veränderten Realität. Weil unsere Identität schon die Identität Christi ist, weil wir „Christus angezogen“ haben, sollen wir ihm auch immer ähnlicher werden – also „identisch“ mit ihm. Schon in der eben zitierten Galaterbriefstelle spricht Paulus in diesem Zusammenhang die Liebe und Hingabe Christi an. Beides sind Eigenschaften, die nicht nur den Christus selbst auszeichnet, sondern auch seine Nachfolger auszeichnen sollen.

Mit der Nachfolge Christi gerät somit der ganze Christus in den Blick, der barmherzige und den Menschen zugewandte ebenso wie auch der leidende. Beides verbindet Paulus durch den Gedanken der Christusebenbildlichkeit des Gläubigen. So führt er in Philipper 3,10f aus: Christus „möchte ich erkennen und die Kraft seiner Auferstehung und die Gemeinschaft seiner Leiden und so seinem Tode gleich gestaltet werden, damit ich gelange zur Auferstehung von den Toten.“⁸

Dass das nicht von heute auf morgen geschieht, das „Anziehen“ Christi also alles andere als ein schneller Übergang von einer Identität in die nächste ist, macht er jedoch gleich in den nächsten Versen deutlich:

„Nicht, dass ich's schon ergriffen habe oder schon vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich's wohl ergreifen könnte, weil ich von Christus Jesus ergriffen bin. Meine Brüder und Schwestern, ich schätze mich selbst nicht so ein, dass ich's ergriffen habe. Eins aber sage ich: Ich vergesse, was dahinten ist, und strecke mich aus nach dem, was da vorne ist, und jage nach dem vorgesteckten Ziel, dem Siegespreis der himmlischen Berufung Gottes in Christus Jesus. Wie viele nun von uns vollkommen sind, die lasst uns so gesinnt sein. Und solltet ihr in einem Stück anders denken, so wird euch Gott auch das offenbaren. Nur, was wir schon erreicht haben, darin lasst uns auch leben. Ahmt mit mir Christus nach, Brüder und Schwester, und seht auf die, die so wandeln, wie ihr uns zum Vorbild habt.“ (Philipper 3,12-17)

⁸ In Kolosser 1,24 kann er sogar sagen: „Nun freue ich mich in den Leiden, die ich für euch leide, und erfülle durch mein Fleisch, was an den Leiden Christi noch fehlt, für seinen Leib, das ist die Gemeinde.“

So sieht geistliches Leben aus, ein Leben in der Nachfolge Christi mit dem Ziel, ihm so ähnlich zu werden, dass man mit ihm identisch wird. Nachfolge Christi ist deshalb immer Kreuzesnachfolge (Matthäus 16,24), sie besteht in der Selbstverleugnung und dem Gehen des Leidensweges. In ihr zeigt sich also die Gegenbewegung zur Konsumgesellschaft, die implizit davon ausgeht, dass der Mensch im Konsumieren, im Nehmen und Haben zu sich selbst findet. Nicht zuletzt deshalb stellt die christliche Identität einen Ausweg aus den mit anderen Identitäten verbundenen Konfliktpotentialen dar – allerdings nur, wenn sie tatsächlich als Nachfolge Christi gelebt wird, die vor allem am versöhnenden Verhalten Christi orientiert ist. In ihm zeigt sich die Liebe Gottes, die alle Hindernisse zwischen ihm und seiner Menschheit zu überwinden sucht.

Identität als Gemeinschaft

Ein Nachdenken über die Identität als Christ wäre unvollständig, wenn es die Kirche außer Acht lassen würde. Seit Adam ist die Menschheit ein Kollektiv, die Sünde hat das zerstört und es in einzelne kleine Kollektive und Individuen aufgesplittet, die in Konkurrenz zueinander stehen. In Christus wird das, was dabei auseinandergerissen wurde, allerdings wieder zusammengeführt. Als (er)neue(rte) Menschheit besteht die Kirche denn auch aus der Vielfalt menschlicher Identitäten innerhalb der einen Identität als Ebenbilder Gottes. „Da ist nicht mehr Grieche oder Jude, Beschnittener oder Unbeschnittener, Nichtgrieche, Skythe, Sklave, Freier, sondern alles und in allen Christus“, wie der Apostel Paulus in Kolosser 3,11 schreibt.

Genauso wie in der Menschheit als Ganzes ersetzt auch in der (er)neue(rten) Menschheit der Kirche freilich nicht die eine Identität alle anderen. Paulus redet keiner einheitlichen Masse das Wort, in der der Einzelne *weder* Grieche *noch* Jude, *weder* Sklave *noch* Freier, *weder* Mann *noch* Frau ist. Dann wären alle anderen Identitäten aufgehoben – und damit auch nicht wenig von dem, was zur geschaffenen Ordnung dazugehört. Das Problem der Sünde besteht aber nicht in der Unterschiedlichkeit der Identitäten, sondern in unserem Umgang damit. Dass es Männer und Frauen gibt, muss also nicht überwunden werden, sondern ein Umgang miteinander, der nicht der Nachfolge Christi als neuem Menschen entspricht.

Die (er)neue(erte) Identität in Christus „verschärft“ in manchen Bereichen sogar die Unterschiede zwischen den einzelnen Identitäten, indem sie sie pointiert. Gerade wenn wir uns das paulinische Bild vom Leib Christi in 1. Korinther 12 betrachten, geschieht dort genau das: Der Apostel möchte, dass das „Auge“ sich ganz auf sein Augesein konzentriert und eben nicht versucht, den Unterschied zum „Ohr“ zu nivellieren, weil dann beide ihren jeweils spezifischen Beitrag zum Gelingen des ganzen Körpers beeinträchtigen. Es geht also um eine Einheit in Vielfalt, wobei die Vielfalt nicht nur eine oberflächliche, sozusagen „folkloristische“ ist, sondern eine echte. Das Auge ist tatsächlich ganz anders als das Ohr – in jeder Hinsicht. Es ist nicht einfach nur eine andere Version desselben Sinnesorgans, sondern dringt in einen ganz anderen Bereich vor, der dem Ohr völlig verschlossen ist. Und genauso umgekehrt.

Das sind Unterschiede, die wir im gesellschaftlichen Alltag kaum miteinander versöhnen können. Die Erfahrung zeigt, dass wir Vielfalt in der Regel nur dann aushalten, wenn die anderen eigentlich und im Grunde genauso sind wie wir. Feinschmecker kommen gut miteinander aus, auch wenn sie völlig unterschiedliche Gerichte mögen. Aber sie haben ein großes Problem, einen Asketen in ihrer Mitte zu integrieren, der Essen bestenfalls für ein notwendiges Übel hält und von einem Leben träumt, in dem er möglichst ganz darauf verzichten kann. Noch schwerer tun wir uns mit der gesellschaftlichen Integration von Menschen, die tatsächlich eine ganz andere Vorstellung von einem guten und gelungenen Leben haben als wir, die das Verhältnis der Geschlechter tatsächlich anders einschätzen und ebenso die Aufgabe und Rolle der Gemeinschaft.

In der (er)neu(erten) Menschheit innerhalb der Kirche sollen jedoch alle unterschiedlichen Identitäten unter der großen Identität Christi ihren Platz finden, genauso wie unter der Identität des Leibes Auge und Ohr, Hand und Fuß zu einem großen Ganzen vereinigt sind ohne das jeweils Eigene zu verlieren oder verleugnen zu müssen. Nicht nur der Apostel Paulus

legt deshalb großen Wert darauf, dass Gott nicht „allein der Gott der Juden“ ist, sondern „auch der Gott der Heiden“ (Römer 3,29), ebenso spricht die Offenbarung des Johannes von einem Gottesvolk „aus allen Stämmen und Sprachen und Völkern und Nationen“ (Offenbarung 5,9). Das entbindet keinen von der Nachfolge Christi im oben beschriebenen Sinn und davon, sich nach der darin vorgezeichneten Ebenbildlichkeit Gottes auszustrecken. Trotzdem bleibt es eine große Aufgabe, die die Kirche genauso unvollkommen erfüllt wie der Einzelne die Nachfolge. Wir stehen immer in der Gefahr, unsere kleine Identität für die große zu halten, aus unserer Vorstellung vom Christsein *das* Christsein schlechthin zu machen und aus unserem Bild vom Menschen *den* Menschen.

Dennoch sollte man die versöhnende Kraft nicht unterschätzen, die gerade in der Kirche liegt. Schließlich braucht unsere in verschiedene Identitäten zerrissene Welt kaum etwas dringender, als eine wirklich versöhnte Vielfalt. Und es gehört zur christlichen Identität alles dafür zu tun, damit sie zumindest in Ansätzen Realität wird.

Fazit: Christliche Identität in einer Welt konkurrierender Identitäten

Fassen wir also zusammen: Welche Rolle kann unsere Identität als Christ in einer Welt spielen, die zunehmend von Identitätskonflikten zerrissen wird? Offensichtlich befinden wir uns ja in einer Phase, in der die Kräfte der Globalisierung zwar nicht erlahmen, aber die Gegenkräfte gewaltig zugenommen haben. Das Lokale rückt wieder mehr in den Mittelpunkt und damit die eigene Identität, die sich von anderen unterscheidet. In einem fortwährenden Kampf um die Deutungshoheit, die Verteilung von begrenzten Mitteln und schlichtweg um Macht und Kontrolle steht unsere Gesellschaft in der Gefahr, in verschiedene kleine „Wir gegen die“-Konflikte zu zerfallen. Neben sich ständig weiter ausdifferenzierenden kleinen „Partikularidentitäten“, die aber im Kampf um Mittel und Quoten absolut gesetzt werden, lässt sich auch beobachten, dass wir oft nicht in der Lage zu sein scheinen, den Anderen als wirklich Anderen wahrzunehmen, als einen Menschen, der eben tatsächlich eine andere Identität besitzt als wir – und eben nicht nur eine andere Nuance derselben Identität.

Der christliche Glaube setzt an beiden Punkten an: Zum einen liefert die christliche Identität, die nach christlichem Verständnis dieselbe ist wie die menschliche, einen Überbau, unter dem sich die verschiedenen Identitäten vereinen lassen. Es ist vor diesem Hintergrund kein Zufall, dass das „Identitätsspektrum“ einer christlichen Gemeinde breiter ist als das einer politischen Partei (wenn sich die Gemeinde nicht nur als religiöse Ausprägung eines bestimmten „Milieus“ oder einer „Zielgruppe“ versteht), erst recht, wenn man weltweit agierende Kirchen und Konfessionen betrachtet. Das Christentum verfügt also über eine enorme Integrationskraft und kann damit in der zerrissenen Welt versöhnend wirken.

Zum anderen führt die Vorstellung von einer letzten Identität als Mensch und Christ zu einer Relativierung der anderen Identitäten (Geschlecht, Nation, Volk, soziale Gruppe usw.). Sie gehören nicht zum Letzten, sondern sind nur Vorletztes oder Vorvorletztes. Gerade das setzt sie jedoch frei, sich in einer versöhnten Verschiedenheit wirklich zu entfalten, weil man sich zwar im Letzten einig sein muss, im Vorletzten jedoch nicht. Das breite Spektrum, das die großen, weltweit agierenden Kirchen – allen voran die römisch-katholische und die anglikanische – in Bezug auf die „vorletzten Identitäten“ abbilden, ist ein Ausdruck dieser „versöhnten Verschiedenheit“. Sie wird zwar niemals konfliktfrei sein, allerdings bietet das Gemeinsame immer wieder eine Grundlage für den Ausgleich zwischen wirklich Verschiedenem.

Nicht vergessen sollte man darüber hinaus, dass eine im Zuspruch Gottes gegründete Identität eine echte Alternative zu der als Konsument darstellt. Die bei letzter vorausgesetzte ständige Bewegung des „Immer mehr“ erweist sich nicht nur in Bezug auf Umwelt und zukünftige Generationen als wenig nachhaltig, sie befördert auch die gesellschaftlichen Konfliktpotentiale, weil sie nicht nur zu dem immer weiteren Auseinanderklaffen von Arm und Reich beiträgt, sondern in vielem aus ihm auch ihre Kraft zieht. Wenn man ist, was man besitzt und verbraucht, steht ein Superreicher eben besser da als ein bloßer Reicher, dann

kann der Multimilliardär sich über den Millionär erheben. Diesem „Drang nach oben“ sind jedoch keine Grenzen gesetzt, weswegen die Konzentration des Reichtums weiter voranschreiten wird. Wir brauchen daher dringend ein Umdenken auf der Grundlage einer Identität, die sich nicht vor allem in dem erschöpft, was einer besitzt.

Die Erfahrung und Reflexion, dass man Gemeinschaft haben kann, auch wenn man sich in allen „vorletzten Dingen“ nicht einig ist, dass man in Frieden miteinander leben kann, auch wenn man wirklich verschieden ist, dass der Weg der Versöhnung tatsächlich gangbar ist und gerade dadurch Freiheit und Entfaltung möglich werden – das ist der Beitrag, den das Christentum in einer von Identitäten zerrissenen Welt zu geben und zu leisten hat. Und dabei sollte es das große Ziel nie aus den Augen verlieren, das der Seher Johannes in einer Vision geschaut hat:

„Danach sah ich, und siehe, eine große Schar, die niemand zählen konnte, aus allen Nationen und Stämmen und Völkern und Sprachen; die standen vor dem Thron und vor dem Lamm, angetan mit weißen Kleidern und mit Palmzweigen in ihren Händen, und riefen mit großer Stimme: Das Heil ist bei unserm Gott, der auf dem Thron sitzt, und bei dem Lamm!“ (Offenbarung 7,9f.)

Literatur

- Buchsteiner, Jochen 2017: Insel des Hasses, Frankfurter Allgemeine, Online-Ausgabe vom 13. Januar 2017, http://www.faz.net/aktuell/politik/ausland/politische-gewalt-die-briten-hassen-einander-14609363.html?printPagedArticle=true#pageIndex_2 (abgelesen am 13.01.2017).
- Erikson, Erik Homburger 1966: Einsicht und Verantwortung, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Gartinger, Silvia und Rolf Janssen (Hgg.) 2014: Erzieherinnen + Erzieher. Professionelles Handeln im sozialpädagogischen Berufsfeld, Berlin: Cornelsen.
- Keupp, Heiner 2000: Identität (Lexikon der Psychologie), <http://www.spektrum.de/lexikon/psychologie/identitaet/6968> (abgelesen am 13.12.2016).
- Mackenzie, Melissa 2017: I didn't join the march. I've had enough of Obama's hierarchy of grievance, The Guardian, Online-Ausgabe vom 22. Januar 2017, <https://www.theguardian.com/commentisfree/2017/jan/22/enough-division-women-movement-celebrate-humanity> (abgelesen am 24. Januar 2017).
- Mishra, Pankaj 2017: Age of Anger. A History of the Present, London: Allen Lane (Penguin/Random House).
- Monath, Hans 2016: Political Correctness: Der Hochmut der Vernünftigen. Der Tagesspiegel vom 11.12.2016, <http://www.tagesspiegel.de/politik/political-correctness-der-hochmut-der-vernuenftigen/14961874.html> (abgelesen am 13.12.2016).
- Mormonwiki 2016: Mormon Beliefs: Godhead, https://www.mormonwiki.com/Mormon_Beliefs:_Godhead (abgelesen am 19.12.2016).
- Oehmke, Philipp 2017: The PC Monster. Has Political Correctness Gone off the Rails in America?, Der Spiegel, internationale Online-Ausgabe vom 5. Januar 2017, <http://www.spiegel.de/international/world/overwrought-political-correctness-helped-trump-win-a-1125725.html> (abgelesen am 14.01.2017).
- Reisener, Thomas 2016: Warum viele Männer gegen die neue Frauenförderung kämpfen, Rheinische Post vom 21.10.2016, <http://www.rp-online.de/politik/warum-viele-maenner-gegen-die-neue-frauenfoerderung-kaempfen-aid-1.6340030> (abgelesen am 20.01.2017).

- Weissenborn, Thomas 2015: Christsein in der Konsumgesellschaft. Nachdenken über eine alltägliche Herausforderung, Marburg: Francke (2. Auflage).
- Wikipedia 2016: Eintrag „Stufenmodell der psychosozialen Entwicklung“, https://de.wikipedia.org/wiki/Stufenmodell_der_psychosozialen_Entwicklung (abgelesen am 13.12.2016).